Biennale-Chef Bonami
König der Szene

doch, dass ich keinen Bullshit abliefere.“ Das sieht der neue Biennale-Chef Francesco Bonami, 47, wohl ähnlich. Er darf sich in den kommenden Wochen als König des Kunstbetriebs fühlen – und versieht doch einen schwierigen Job. Die 1895 erfundene Biennale von Venedig ist zwar der älteste Event seiner Art, aber nicht mehr der einzige. Nahezu jährlich werden, von São Paulo bis Berlin, neue Kunst-Biennalen und -Triennalen gegründet.

In Venedig wird der Kunstparcours von einem altertümlichen Wettbewerb der Nationen geprägt: einem Grand Prix, bei dem für das Gewinnerland eine Medaille herausspringt. Dabei lassen viele Staaten Künstler anreisen, die sowieso schon weltberühmt sind. Der Schweizer Ausstellungszampano Harald Szeemann, zweimaliger Biennale-Chef und als solcher Bonamis direkter Vorgänger, baute deshalb die begleitende Überblicksschau zur Gegenwartskunst aus und zeigte mehr junge Positionen denn je – wodurch er sich als Erneuerer profilierte. Und eben darin will ihn sein Nachfolger offenbar toppen.

Bonami plant elf parallele Kunst-Schauen, engagierte dafür elf Mitausstellungsmacher und übt sich ansonsten im Sticheln. Das offizielle Motto seiner Biennale – „Die Diktatur des Betrachters“ – soll als Seitenhieb auf den Kunstguru Szeemann verstanden werden. Er wolle die „Figur des Besuchers neu definieren“, ließ Bonami wissen. Der sei wichtiger als derjenige, der eine Schau zusammenstelle: „Meine Generation kann sich keine Selbstinszenierung des Biennale-Leiters mehr vorstellen.“

Bei aller Neuerungs-Entschlossenheit mag Bonami auf die Stars des Kunstbetriebes nicht ganz verzichten. Selbst vom toten Pop-Art-Idol Andy Warhol wird ein Werk zu sehen sein. Ganz auf den Zeitgeist des 21. Jahrhunderts setzt der Spirituosenkonzern „Absolut Vodka“ – der sein eigenes Kunstprojekt vorstellen darf.

Zu den deutschen Teilnehmern der Kunstschau gehört der Theatermacher Christoph Schlingensief. Auf dem Biennale-Areal will er eine „Kirche der Angst“ errichten und dazu sieben Menschen eine Woche lang auf Säulen hocken lassen. Zu den frohen Botschaften, die da verbreitet werden sollen, gehört die Devise: „Du hast das Recht auf persönlichen Terror.“

Kann gut sein, dass Schlingensief auf seine Weise dazu beiträgt, dass die Besucher der diesjährigen Biennale den Hintersinn der Arbeiten Shirana Shahbazis besonders zu schätzen wissen.

Ulrike Knöfel

POP

Krawall mit Schmutzfaktor

Nach fast sechs Jahren Schaffenspause kehrt die US-Band Metallica mit einem neuen Werk ins Musikgeschäft zurück – und lässt viel angestauter Wut freien Lauf.

Als die Beatles Ende der sechziger Jahre weltberühmt und schwer miteinander verkracht waren, fuhren sie zum Meditieren nach Indien. Geholfen hat es nichts: 1970 löste sich die Band auf.

Heute pilgern Popmusiker nicht mehr zum Guru ihres Vertrauens, sondern setzen im Zoff-Fall auf geschulte Psychotherapeuten. So musste ein angejahrter „Performance Coach“, der zuvor diverse Football-Teams kuriert hatte, den erfolgsverwöhnten Rockern der US-Band Metallica aus einer tiefen Schaffenskrise während der Arbeit an ihrem neuen Album helfen.

Einfach war das nicht: Die Metallica-Musiker waren schon immer harte Jungs, die ziemlich laute Musik machten und ihr Leben auf die harte Tour verbrachten – und genau so lärmten sie sich zur Bestseller-Band der achtziger und neunziger Jahre hoch. In der jüngeren Vergangenheit machten die Musiker dann allerdings eher durch Abstürze und private Exzesse von sich reden – den Spottnamen „Alcoholica“ hatte sich die Band schon früher verdient.

CHRIS PIZZELLO / AP

Metallica-Musiker Ulrich, Hetfield: *Berüchtigt harte Jungs*

Die Folgen des wüsten Rock’n’Roll-Lebens: Metallica-Bassist Jason Newsted schmiss genervt seinen Job hin; Sänger James Hetfield meldete sich kurz nach Beginn der Arbeit am neuen Album für ein Jahr ab zum Alkoholentzug in einer Klinik.

Vom Ärger ist der Plattentitel geblieben: „St. Anger“ heißt das neue Metallica-Album, das gerade erschienen ist. Es macht mit seinem wilden Getöse nicht nur dem offiziellen Namen der Band alle Ehre, sondern lässt auch die krisengebeutelte Musikindustrie auf großen Reibach hoffen: Die Metal-Band gehört mit weltweit rund 80 Millionen verkauften Tonträgern zu den Umsatz-Titanen der Popwelt. Entsprechend groß sind die Erwartungen anlässlich der Rückkehr einer „der größten Rockbands aller Zeiten“ („Los Angeles Times“), die fast sechs Jahre lang kein neues Album gemacht hatte.

Nach dieser Pause hätten sich die Manager der Plattenfirma ein neues Metallica-Werk so heftig gewünscht, dass sie der Band ohne Hörprobe ein Riesen-Honorar garantiert hätten, heißt es nun in der Branche: Das Risiko dieses Deals sei entsprechend groß. Denn auf „St. Anger“ hämmert, wirbelt und drischt die Band so leidenschaftlich und wüst wie zu ihren Anfängen vor zwanzig Jahren – nur ein wirklich in die Hitparade drängender Song, eine singletaugliche Ballade etwa, findet sich nicht darauf.

Die elf Stücke des Albums lassen auf viele Turbulenzen im Studio schließen und entlockten einem deutschen Plattenfirmen-Manager, so erzählt Schlagzeuger und Bandchef Lars Ulrich, die finstere Prophezeiung, es handle sich um „kommerziellen Selbstmord“. So etwas freue die Band ganz besonders: „Wir haben uns totgelacht, als wir das hörten!“

Als Ulrich, heute 39, die Band Anfang der achtziger Jahre in Südkalifornien gründete, wollte er schließlich nicht die Welt mit eingängiger Musik versorgen, sondern seine Wut herausschreien. Der Sohn eines dänischen Tennis-Profis hatte gerade frustriert den Traum begraben müssen, ebenfalls im Tennis groß rauszukommen. Mit dem Sänger Hetfield, Gitarrist Kirk Hammett und wechselnden Bassisten legten Metallica los – und mühten sich, so Ulrich, „schneller, lauter und dreckiger als alle anderen zu sein“. Sogar das US-Militär hat angeblich den Nutzen des Metal erkannt: Die krawalligsten Songs sollen im Irak zur Zermürbung verschwiegener Kriegsgefangener eingesetzt worden sein. Ulrichs Kommentar: „Hätte ich mehr Zeit, dann hätte ich mich längst bei Präsident Bush beschwert.“

Und die Therapie? Es habe sich nicht um „durchgeknallten Hippie-Scheiß wie bei den Beatles“ gehandelt, stellt Ulrich klar, sondern um eine Nachhilfe in Gruppendynamik: „Nach zwei Jahren haben wir uns wirklich besser verstanden als je zuvor.“

Christoph Dallach